ſelbſtbewußten Perſönlichkeit ſo weit gediehen, daß die Furcht vor einer angedrohten oder die Scham über eine empfangene körperliche Züchtigung ſchon Schüler zum Selbſtmord treibt (kürzlich machte ſogar ein elfjähriger Junge ſeinem Leben durch Erhängen ein Ende, weil ſein jüngerer Bruder ihm im Augenblicke nicht den verlangten Papierdrachen leihen wollte), während es vor einigen Jahrzehnten kein beſſeres Mittel gab, ſich eines derben Jungen Zuneigung und treue Anhänglichkeit zu erwerben, als wenn man ſich einmal mit einer tüchtigen Tracht Prügel um ihn bemühte. So Jentſch, und ſeine Behauptungen entſprechen leider den Tatſachen; man kann ſie nicht widerlegen. Die ſogenannte Aufklärung hat im ſozialen Leben Zuſtände geſchaffen, die für den Einzelnen, wie für die Geſamtheit gleich ſchädlich ſind, weil ſie die ehedem vorhandene Harmonie in eine Disharmonie verwandelt haben, und ohne es beſtimmt zu wollen, arbeiten die modernen Aufklärer noch fort und fort an der Untergrabung der alten, auf chriſtlicher Lehre und chriſtlichen Grundſätzen aufgebauten Geſellſchaftsordnung. Seit Jahren haben die theoretiſche Beſeitigung der Stände, die Verdrängung der Volkstrachten durch die eine gleichmäßige Mode, die allgemeine Verbreitung des Hochdeutſchen und gleichartiger höflicher Umgangsformen durch Schule, Vereine, öffentliche Verſammlungen uſw. zuſammengewirkt, alle nicht augenſcheinlich verlumpten Männer und Burſchen zu Herren, alle Frauen und Mädchen zu Damen zu machen, und ſo ſehen wir denn, welche Konſequenzen für das geſellſchaftliche Leben daraus gezogen werden. Die wenigſten Menſchne ſind heutzutage anſpruchslos, dagegen die meiſten anſpruchsvoll und anmaßend. Während früher ſelbſt diejenigen, welche große Fähigkeiten beſaßen und in ihrem Berufe wirklich Tüchtiges leiſteten, durchweg bis zu einem gewiſſen Grade beſcheiden auftraten und ſich dabei durch ſtrenge Pflichterfüllung auszeichneten, ihren Stolz darein ſetzten, das, was ſie an Lohn uſw. beanſpruchten, auch tatſächlich verdienten, ſind heutzutage die wenig oder nichts Leiſtenden diejenigen, welche die Großen ſpielen und ſich gebärden, als ob ohne ſie nicht auszukommen wäre. Das gilt nicht inbezug auf die meiſten eigentlichen Dienſtboten, ſondern auch hinſichtlich vieler im Handwerke, in der Landwirtſchaft, in kaufmänniſchen Geſchäften, in Bureaus uſw. tätigen Perſonen. Hoher Lohn, wenig Arbeit, iſt ihr „Ideal", zu dem als anderes noch das noble Auftreten und das Leben genießen kommt. Leute, die — wenn man ſo ſagen ſoll — auf dem Platze, auf dem ſie ſtehen, gar nicht exiſtenzberechtigt ſind, weil ſie durchaus unfähig ſind, den Platz auszufüllen, den ihnen obliegenden Pflichten zu genügen, machen ſich breit und verdrängen die wirklich Berechtigten. Das iſt ein gewaltiger Uebelſtand in unſerem ſozialen Leben, und zwar umſomehr, als gerade durch die oben gekennzeichneten Elemente die Beurteilung der Arbeitenden ſo beeinflußt wird, daß man dieſelben in Kreiſen, in welchen man Hülfskräfte nötig hat, in einen Topf wirft. Dem entgegen zu arbeiten, iſt darum vor allem eine Aufgabe der tüchtigen Mitglieder der einzelnen Kategorien, ſie müſſen ſich wieder zu Berufsſtänden organiſieren und dem anmaßenden Stümpertum den Boden unter den Füßen wegnehmen. Und die übrigen Kreiſe müſſen ſie in dieſem Streben tatkräftig unterſtützen, damit eine wirklich gute Erneuerung des Berufslebens erzielt wird. Bezüglich der Dienſtboten aber müſſen die Dienſtherrſchaften es ſich in erſter Linie angelegen ſein laſſen, die ehemaligen Beziehungen wiederherzuſtellen und das Augenmerk darauf richten, daß die Dienſtboten nicht lediglich als „Arbeitspferde" behandelt und ausgenützt, ſondern ſo gehalten werden, daß ihnen reges Intereſſe für dieDienſtherrſchaft eingeflößt werde, daß ſie Hochachtung, Zuneigung, Liebe für dieſelben empfinden müſſen. Wenn das auf der einen Seite geſchieht und auf der anderen, d. h. im Hauſe der Eltern durch dieſe und durch ſonſtige inbetracht kommende Perſonen eifrigſt dafür geſorgt wird, daß die Kinder ſich keiner redlichen Arbeit ſchämen, und nicht höher fliegen wollen, als die Flügel ſie tragen, dann wird ſich, wenn im übrigen auch für eine gute religiösſittliche Erziehung der heranwachſenden Jugend das Nötige geſchieht, die jetzt ſo leidige Dienſtbotenfrage ſchon zur Zufriedenheit löſen laſſen, und die modernen Hausfrauen, die allerdings durchweg auch an ſich manches reformieren müſſen, werden nicht mehr nötig haben, auf Kaffeekränzchen — die vielleicht auch nicht unbedingt ſtattfinden müſſen — Klagelieder über „dieſe" Dienſtboten anzuſtimmen. Ein altes Sprüchwort ſagt: „Wie der Herr, ſo der Knecht!" Wir möchten es ergänzen und ſagen: „Wie die Frau, ſo die Magd!" Worte belehren, Beiſpiele ſpornen zur Nachahmung an. Die Frauen, die als „Miniſter des Innern" tüchtig ſind, werden den Dienſtboten Achtung abnötigen und dieſelben in ſehr vielen Fällen ſo „erziehen", daß ſie mit ihnen zufrieden ſein können. Darum keine zweckloſen Jeremiaden, ſondern zielbewußtes Handeln!

Allerlei aus Nah und Fern.

Eine kluge Schnecke.

Ein Tierfreund, Dr. Dobell, hat zufällig eine ſonderbare Beobachtung gemacht, für deren Tatſächlichkeit er mit ſeinem Namen eintritt. Er hatte die Gewohnheit, abends und morgens auf dem äußeren Fenſterbrett ſeines Zimmers Broſamen für die Vögel auszuſtreuen, die ſich auch immer alle Brocken bis auf den letzten holten. Eines Morgens fiel ihm die ſilberglänzende Spur einer Schnecke auf, die rings um die Stelle ſichtbar war, wo die Krumen gelegen hatten, von denen ſogar die kleinſten verſchwunden waren. Mit Recht war der Beobachter erſtaunt über die Möglichkeit, daß eine Schnecke geraden Weges zu den Leckerbiſſen gelangt ſein ſollte, wie aber der weitere Verfolg der Spur erwies. Dieſe verließ auch die Wand aufwärts in einer geraden Linie und ließ nicht erkennen, daß die Schnecke auf der Suche nach der Nahrung hin und her gewandert war. Selbſtverſtändlich wollte Doktor Dobell eine weitere Erklärung haben, und legte ſich auf die Lauer. Eines abends ſah er kurz vor Eintritt der Dunkelheit eine große braune nackte Schnecke auf die Futterſtelle zuſteuern und ſich an den Krumen gütlich tun. Erſtens erſchien es ihm als eine Neuheit, da Schnecken überhaupt Brot freſſen. Intereſſanter aber war die Frage, wie eine Schnecke, der man ſonſt das Vermögen einer feineren Witterung abſpricht, den Platz in einer ſo beſtimmten Weiſe hatte ausfindig machen können. An den beiden folgenden Abenden kehrte die Schnecke zurück, und atzte ſich wie bisher; am zweiten Abend hatte ſie ſogar noch eine andere, etwa halb ſo große Schnecke mitgebracht. Der Beobachter wiſchte nun die Spur der Tiere mit einem feuchten Tuch fort, damit ſie nicht durch dieſe geleitet werden könnten. Trotzdem kehrte die Schnecke auf genau derſelben Bahn wieder. Außer bei feuchter Witterung, wo ſie ſich überhaupt nicht zeigte, kam ſie gerade an der Stelle über den Rand des Fenſterbrettes gekrochen, die den Krumen zunächſt befindlich war, und das wiederholte ſich zwei Monate lang an jedem ſchönen Abend. An einem Abend jedoch kam ſie irrtümlich auf das Fenſter eines anderen Zimmers gekrochen, ſah aber ihr Verſehen bald ein und erſchien einige Tage ſpäter wieder auf dem richtigen Fenſter.

Das Taſchengeld einer Prinzeſſin.

Der Wiener Montgsrevue geht von verläßlicher Seite die Mitteilung zu, daß die Prinzeſſin Luiſe von Koburg während ihres Aufenthaltes in Koswig ein Taſchengeld von — man rate einmal! — von 20 (zwanzig) Mark erhalten hat. Pro Woche vielleicht, o namenloſe Großmut? Nein, ein monatliches Taſchengeld von 20 (zwanzig) Mark. Wenn ſie ſich das gut einteilte, konnte ſie weit damit kommen. Aber auch für den Fall, daß ſie in ihrer notoriſchen Verſchwendungsſucht das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinauswarf, war dafür geſorgt, daß ſich ihr immer wieder neue Reſſourcen öffneten. Zweimal im Jahre nämlich an ihrem Geburtstage und zu Weihnachten, wurde ihr ein Geſchenk von je 300 (dreihundert) Mark eingehändigt. Da konnte die Prinzeſſin ihren Hang zum Luxus ungehemmt befriedigen und Roben, Brillanten, Automobile, Spitzen und Pralines nach Herzensluſt einkaufen. Von dieſen Summen ſticht eine weitere Ziffer einigermaßen ab, die das Wiener Blatt gleichzeitig mitteilt. Wie wichtig dem Prinzen Philipp die gute Verſorgung ſeiner pflegebedürftigen Frau bei Herrn Sanitätsrat Dr. Pierſon dünkte, geht aus der Tatſache hervor, daß für den Aufenthalt in der Anſtalt jährlich 30000 (dreißigtauſend) Mark bezahlt wurden, und zwar war dieſer Betrag deswegen verhältnismäßig ſo niedrig bemeſſen, weil die Prinzeſſin ihre eigene Küche hatte. Ob in dieſen 30 000 Mark Licht und Heizung einbegriffen war, entzieht ſich unſerer Kenntnis.

Eine Eiſenbahn durch den großen Salzſee.

DieGeſellſchaft der ſüdlichen Pacific-Eiſenbahn iſt dabei, eine Bahnlinie quer durch den großen Salzſee zu bauen, der als das toteMeer Nordamerikas bezeichnet werden darf. Die Strecke ſoll in Ogden beginnen und bis Lucin führen, 160 Kilometer lang ſein und in weniger als einem Jahre vollendet werden. Der Zweck iſt, den Abſtand zwiſchen Newyork und San Franzisko um mehr als 70 Kilometer zu verkürzen, und außerdem verſchiedene ſtarke Krümmungen und beträchtliche Steigungen zu vermeiden, die bei der Umgehung des großen Sees auf deſſen Nordſeite für die bisher benutzte Eiſenbahnlinie nötig waren. Die Fahrtdauer zwiſchen den beiden Städten wird durch die neue Strecke um mehrere Stunden verkürzt werden. Die Koſten werden auf 20 Millionen Mark veranſchlagt. Die neue Linie wird in einer Länge von 37 Kilometern auf Pfahlwerk erbaut werden müſſen, das 18 Kilometer weit den Oberbau für ſich allein tragen, in den übrigen 19 Kilometern durch einen Damm geſchützt werden ſoll. Auf der Strecke, wo der Unterbau nur durch Pfähle gebildet wird, beträgt die Tiefe des Sees 9—10 Meter. Das Fundament wird in eine dicke Kiesſchicht eingelaſſen und ſoll derart geſichert werden, daß der Uebergang von dem feſten Damm auf die Holzbrücke den Inſaſſen des Zuges nicht fühlbar wird. Letztere erhält eine Breite von 4,88 Metern, und ſoll nur ein Geleiſe tragen. Es mag als ein großes Wagnis erſcheinen, einen ſchweren Eiſenbahnzug einer einfachen Holzbrücke anzuvertrauen, die auf Pfählen direkt auf dem Seeboden ruht. Es iſt aber damit zu rechnen, daß ſich das Holz im Waſſer des Sees ſehr bald mit einer dicken Salzſchicht überzieht, die eine Zerſetzung verhindert. Nach den bisherigen Erfahrungen kann man ſich darauf verlaſſen, daß in den Waſſern des Großen Salzſees das Holz ſeine Feſtigkeit für unbeſchränkte Zeit behält, wie auch Eiſen dort nicht roſtet.

Hunde als Schmuggler.

In den letzten drei Monaten ſind nicht weniger als 270 Hunde von italieniſchen Zollbeamten an der Grenze zwiſchen Italien und der Schweiz erſchoſſen worden, da ſie Tabak, Zucker und Salz aus der Schweiz einſchmuggelten. Da auf dieſen Artikeln bei ihrer Einführung nach Italien ein hoher Zoll liegt, iſt ſehr viel geſchmuggelt worden, beſonders Tabak, und die italieniſche Regierung hat die Grenze durch hohe Drahtnetze geſchützt, deren Tore mit Alarmglocken verſehen ſind, und etwa alle hundert Meter ſtehen Zollbeamte mit geladenen Gewehren Wache. Daher konnten die Schmuggler kaum mehr ihr Handwerk fortſetzen, ohne gefangen zu werden, und ſo haben ſie denn den ſchlauen Einfall gehabt, Hunde zu dieſer Arbeit abzurichten. Der Hund wird zuerſt in ein italieniſches Grenzdorf gebracht, wo er gut gefüttert und gut gehalten wird. Dann bringt man ihn nach mehreren Wochen in das nächſte Schweizer Dorf, wo man ihn halb verhungern läßt, und wo ein Mann in der Uniform eines italieniſchen Zollbeamten ihm öfter eine Tracht Prügel verabreicht. Iſt dieſe Behandlung mehrere Tage fortgeſetzt worden, ſo wird ein Päckchen Tabak an dem Halsband des Tieres befeſtigt und der Hund freigelaſſen. Sofort eilte er an die Grenze, um den Ort der früheren guten Behandlung und reichlichen Nahrung auf der italieniſchen Seite zu erreichen, und wenn er einen Zollbeamten ſieht, erinnert er ſich der erhaltenen Schläge und vermeidet es möglichſt, ihm nahe zu kommen. Der Hund wandert an dem Drahtgitter auf und ab, bis er an ein Springtor kommt, das er aufſtößt. Wenn dann die Glocke ertönt, feuert der Zollbeamte ſofort auf den Hund, aber wenn er das Tier nicht trifft, können die eingeſchmuggelten Waren nicht mehr in Verwahrung gehalten werden, denn alle Waren, die einmal über die Grenze gegangen ſind, gelten als verzollt. Wenn auf einen Hund zwei oder drei Mal geſchoſſen worden und er entkommen iſt, ſo wird er vorſichtig und wartet, bis der Beamte am entfernteſten Ende ſeines Bereiches iſt, und dann bemüht er ſich, ſo durch die Tore zu kommen, daß er die Glocke nicht in Bewegung ſetzt.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Jean Pyra's Handelslehranstalt, Bochum, Friedrichstasse 36.

Perfekte Ausbildung von Damen und Herren für die kaufmännische Praxis.

Auf Wunsch Separat-Unterricht.

Aussergewöhnliche Erfolge. Feinste Referenzen. Prospekte gratis. Meine Unterrichtsmethode hat die vollste Anerkennung aller Stände gefunden.

Vorbereitungskurse für Bergschüler.

Anmeldungen werden täglich entgegengenommen.

Der Erzähler

Bei der Arbeit recht Beginnen.
Beim Genießen rechter Schluß.

Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Träume sind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Nr. 232. | 8. Oktober 1904.

Mit Feuer und Schwert.

Roman aus dem großen Bauernkriege

von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

Die Stadt hatte nur zwei Tore, das Untertor, gegen Heilbronn zu, und das Obertor gegen Oehringen, an beiden ſtanden feſte Tortürme, welche dreifach verſchloſſen waren.

Die Stadt ſelbſt beſtand aus einem Gewirr von engen und krummen Gaſſen und Gäßchen, unter denen nur zwei faſt parallel laufende Gaſſen, die ſich von Weſten nach Oſten zogen, eine anſehnliche Breite hatten: die „obere" und die „untere Gaſſe". Unregelmäßig ſtiegen die Häuſerreihen den Hügel empor bis zu der Kirche, die mit dem Kirchhof wie ein feſtes Bollwerk die Stadt überragte.

Die hohe feſte Stadtmauer hatte im Nordoſten und im Weſten je einen Eckturm, welch' letzterer der Wolfsturm hieß und ſich dicht bei der Kirche erhob; zwiſchen dieſen beiden ſtand der feſte Mittelturm, in welchem ſich das Weibergefängnis befand. Hier war ein kleines, halbvergeſſenes Pförtlein, das ſich nach der Seite der Burg hin öffnete, aber faſt unbewacht war.

Auf drei Seiten war die Stadt von einem breiten Graben umgeben, die Südſeite war durch einen Kanal mit Ziehbrücke verwahrt, der durch einen vorüberfließenden Bach geſchwellt werden konnte. — —

Die beiden Herolde ſchwenkten ihren Hut auf der Stange und traten vor das Untertor. Der eine derſelben rief an der Mauer hinauf: „Eröffnet Stadt und Schloß dem hellen chriſtlichen Haufen des Odenwalds und Neckartals! Wo nicht, ſo bitten wir um Gottes willen, tut Weib und Kind hinaus, denn beide, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben, und es wird dann niemand geſchont werden."

Die Bürger und Reiſigen, welche das Tor bewachten, wußten nicht, was ſie den Abgeſandten antworten ſollten und ſchickten nach dem Grafen von Helfenſtein. Doch ehe dieſer kam, eilte Dietrich von Weiler herbei.

„Potz Blitz und Knall," ſchrie er, „glaubt Ihr, wir wollen mit den Roßmucken unterhandeln! Mit Kugeln werden wir mit ihnen ſprechen, das iſt das Richtige. Gebt acht, ihr Halunken, ich will Euch die Suppe verſalzen."

Und ehe ſich's jemand verſah, legte er die Muskete auf den Turmkranz. Ein Blitz — ein Knall! — und blutend lag der eine Unterhändler am Boden, während der andere was er konnte dem Schemelberg zulief.

Drüben auf dem Schemelberg brach ein entſetzlicher Wutſchrei aus Tauſenden von Kehlen und die derben Bauernfäuſte reckten ſich drohend gegen die Stadt.

Dietrich von Weiler lachte, daß es dröhnte. „Seht, liebe Freunde," rief er, „ſie kommen nicht! Sie wollen uns nur alſo ſchrecken, und meinen, wir hätten von Haſen das Herz. Gebt acht, ich will auch dem anderen eins aufs Fell brennen, daß er einen Purzelbaum ſchlägt."

Er ließ ſich eine geladene Büchſe reichen und legte aufs neue an. Aber in dieſem Augenblick kam der Helfenſteiner herbei, riß die Büchſe zur Seite und ſagte entrüſtet: „Was tut Ihr! das iſt ja gegen alles Recht! Herr Vogt von Bottwar, da habt Ihr uns eine böſe Suppe eingebrockt!"

„Ohne Sorge, Freund," lachte dieſer. „Wir werden die Suppe luſtig auslöffeln. Es ſind ja doch nur Roßmucken, die da drüben!"

Der Helfenſteiner ſchüttelte bekümmert das Haupt und blickte ſorgenvoll hinüber zum Schemelberg, was nun geſchehen würde. . . .

8. Kapitel.

Die Bauern ließen ſich nicht mehr halten. Mit wildem, donnerndem Getöſe ſtürmten ſie in regelloſen Maſſen, von allen Seiten zugleich, gegen die Stadt heran.

Am heftigſten wütete der Angriff gegen das Untertor, gegen welches Jäcklein Rohrbach ſelber ſeine grimmigen Scharen führte; es ſchien, als hätte die Hölle ihre gräßlichſte Bande ausgeſandt. Mit Büchſen und Leitern kamen ſie durch einen Hohlweg gegen das untere Tor, wo ſich ein fürchterlicher Kampf entſpann, da ſich Ritter, Reiſige und Bürger in heißem Ringen mühten, die mit Todesverachtung Stürmenden zurückzuſchlagen.

Dietrich von Weiler hatte eben einen ſtürmenden Bauern, ſamt der Leiter, auf der er emporgeklettert war, in die Tiefe geſtürzt. Hans Diether ſtand dicht neben ihm und leitete ein paar Bürger an, die ſchweren Mauerſteine auf die am äußeren Tor Stürmenden hinabzuwerfen. Als er den Blick über die Stadt hinausſchweifen ließ, ſtieß er einen Ruf der Ueberraſchung aus und deutete mit der Schwertſpitze hinüber zum Schemelberg. „Seht", rief er, die „Geyerſchen rücken vor das Schloß! Im Sturmmarſch! Die frommen Lanzenknechte Frundsbergers könnten's nicht beſſer machen! Wie Katzen klimmen ſie den Berg hinan. Herr Vogt, es wird einen böſen Handel geben!"

Dietrich von Weiler brummte Unverſtändliches in den grauen Bart und ſtach mit der Lanze einen Bauern nieder, der ſich zuweit herausgewagt hatte. „Wart ich will Euch, ihr verdammten Roßmucken," ſchrie er in hellem Zorn.

Der Widerſtand der Ritter und Bürger reizte die Bauern zu grenzenloſer Wut; unaufhörlich donnerten, dröhnten und ſchmetterten Sturmblöcke, Balken, Aexte und Hämmer gegen das feſtverrammelte Untertor, daß die Späne flogen und die dicken Bohlen krachend aus den Fugen ſprangen. Und wo eine Leiter umgeworfen ward, da legten ſich zwei neue an die Mauer, und in dichten Ballen klommen die Bauern gleich Katzen daran empor. Ein ganzes Meer von Waffen blitzte um die grauen Mauern der alten Reichsſtadt, von deren Zinnen und Mauerkronen es unaufhörlich herabblitzte und böllerte. In dem dichten Gedränge traf faſt jeder Schuß und ſo oft einer der ihrigen fiel, ſtießen die Bauern ein fürchterliches Wutgeheul aus und verdoppelten ihre Anſtrengungen um der Stadt Herr zu werden.

Aus dem wilden Getümmel heraus vernahm man Jäckleins dröhnenden Schlachtruf: „Drauf und dran, chriſtliche Bürger! Brecht die Mauern, zerſchmettert das Tor! Was Sporen trägt, muß ſterben!"

Dann donnerte wieder, von hundert Fäuſten geſchwungen, der Sturmbock gegen das Untertor, daneben tönte das Schmettern und Krachen der Aexte und endlich brach das äußere Tor mit lautem Geprraſſel zuſammen, was die Bauern mit donnerndem Jubel begrüßten.

Dietrich von Weiler ſandte mit Wucht einen ſchweren Speer hinab gegen die Angreifer, aber ohne zu treffen; die Lanze ſprang an einem Mauerſteine ab und flog in weitem Bogen hinaus ins freie Feld.

Die Bürger wichen zurück, als ſie den erſten Erfolg des Feindes ſahen und wurden mutlos. Dietrich von Weiler trieb ſie mit dem Schwerte an die Mauern und ritt die Gaſſe hinauf, um noch mehr Streitkräfte zu holen.

Da kam ihm der Helfenſteiner entgegen. „Wie ſteht's, Herr Vogt?" fragte er.

„Der Teufel iſt mit den Bauern im Bunde," brummte dieſer grimmig. „Das äußere Tor iſt bereits erbrochen und immer ſtürmen ſie wütender. Und die Bürger, dieſe Schlafmützen, ſind ſchon des Kampfes müde."

Der Helfenſteiner wollte eben erwidern. Da fiel ſein Blick auf die Burg, er wankte im Sattel und preßte die Hand aufs Herz. „Jeſus!" ſchrie er auf und wies mit der gepanzerten Rechten nach der Burg. „Der Florian Geyer hat mit ſeiner ſchwarzen Schar das Schloß genommen. Nun mag uns Gott gnädig ſein! Ach, mein Weib, mein Kind —"

Hoch oben auf dem Turm der Burg wehte die ſchwarze Flagge und auf den Wällen und Mauern wimmelte es von Kriegsknechten und Bauern, die gleich Wildkatzen über Wall und Mauer ſprangen, ein lautes Siegesgeheul ausſtoßend.

Die Bürger ſcharten ſich zuſammen und ſtarrten faſſungslos nach der Burg empor, die ganz und gar dem Feinde preisgegeben war. Während ſie noch ratlos beiſammenſtanden, eilte ein Bürger herbei, warf die Waffen von ſich und ſchrie: „Flieht, flieht in Eure Häuſer! Das zweite Tor am Untertor iſt erbrochen!"

Ein jäher Schrecken fuhr den Bürgern in die Glieder. Jetzt, bei der furchtbar anſchwellenden Gefahr, als das feſte Schloß gefallen war und die Sturmblöcke und Balken, die Hämmer und Aexte ſchon an der letzten inneren Wehr des Untertors ſchmetterten, entſank auch den Streitigſten der Wille zum Widerſtand. Vergeblich ritt Dietrich von Weiler durch die Stadt, und rief die Bürger, die zum Teil ſchon die Wehren verließen, zur Gegenwehr: ſie gehorchten den Rittern nicht mehr! Während die Ritter immer wieder zum Widerſtand riefen, beharrten die Bürger auf die Uebergabe der Stadt gegen Sicherheit für Leib und Leben.

Draußen vor dem Tore ſchrie Jäcklein über die Mauer: „Was Sporen trägt, muß ſterben!“

„Hört Ihr's!“ riefen die Bürger. „Nur die Ritter ſollen dran — uns Bürgern tun ſie nichts!“ Und ſie fingen an, die Herren mit Gewalt von den Mauern und Wehren herabzuziehen.

Eine Schar Weiber drängte ſich heulend und jammernd um den Grafen Helfenſtein, warfen ſich vor ihm auf die Kniee und ſchrieen: „Um Jeſu willen, Herr Graf, laßt es doch nicht aufs äußerſte ankommen, ſonſt werden wir alleſamt ermordet und unſere Häuſer niedergebrannt. Gebt Friede!“

Der Graf ſah ſelber ein, daß er ſich nicht mehr zu halten vermochte. Aber er wollte wenigſtens einen letzten Verſuch machen. Er ſammelte all, ſeine Reiſigen und ſtürmte gegen das Untertor.

Aber von allen Seiten gellte ihm der Ruf: „Friede! Friede!“ entgegen. Ohne daß er es zu hindern vermochte, ſtieg ein Bürger auf die Mauer, hielt auf einer Stange einen Hut über die Zinne und ſchrie zu den Bauern hinab: „Friede! Friede!“

Da blitzte ein Schuß herauf, der Hut flog zerſchoſſen von der Stange herab und zugleich rief Jäckleins Stimme an der Mauer herauf: „Die Bürger ſollen am Leben bleiben! Die Ritter aber müſſen ſterben!“

Daraufhin liefen die Bürger von den Mauern weg in ihre Häuſer und verſchloſſen ſie. Der Mann mit der Stange aber, der Schwabenhans genannt, begann zu unterhandeln, ob nicht wenigſtens der Graf von Helfenſtein freies Geleit bekäme.

Ein höhniſches Gelächter erſcholl. „Der am wenigſten“, ſchrie Jäcklein. „Er muß ſterben, und wenn er von Gold wäre!“

Graf Helfenſtein, der dicht danebenſtand und das gräßliche Wort mit eigenen Ohren anhörte, erblaßte. „Was tun wir?“ fragte er Hans Diether. „Bruder, mir ſcheint, es iſt am letzten mit uns!“

Diether von Weiler ballte grimmig die Fauſt. „Das Tor iſt nicht mehr zu halten,“ grollte er. „Daß ein Wetter dreinſchlage!“

„So wollen wir Ritter uns zuſammentun und durch das obere Tor ausbrechen. Unſere Roſſe mögen uns davontragen. Den Bürgern geſchieht ja nichts!“

Der Helfenſteiner nickte und rief die Edlen heran. Als die Bürger ſahen, wie ſich die Ritter mit ihren Reiſigen auf die Pferde ſchwangen, um auszubrechen, fielen ſie den Pferden in die Zügel und ſchrien: „Wollt Ihr uns allein in der Brühe ſtecken laſſen. Der Tod über Euch!“

Nichtsdeſtoweniger drangen die Ritter bis zum Markt vor. Hier aber warfen ſich ihnen mit lautem Geſchrei eine Rotte Weiber entgegen, die zur Eröffnung des Tores bereits die Schlüſſel in Händen hielten. Die Ritter drängten die heulenden Weiber zurück, um ſich den Weg frei zu machen. Aber eh' dies geſchehen konnte, ſtürmte ſchon ein Reiſiger daher. „Herr“, ſchrie er dem Helfenſteiner zu, „das obere Tor iſt verloren. Und draußen vor dem „Pförtlein“ ſteht Dionyſius Schmid, der Schütze von Schwabbach, läuft Sturm wider die Mauer und läßt die Aexte krachen. Und innen ſtehen der Bauern Freunde und arbeiten ihnen in die Hände, der Adam Franz, Wendel Hofmann, Jörg Schneiderhänslein und eine ganze Schar. Die einen hauen innen an das Pförtlein, die andern außen. . . .“

„So iſt kein anderer Ausweg mehr,“ ſagte der Helfenſteiner entſchloſſen, „als zur Kirche. Dort wollen wir uns verſchanzen. Folgt mir, Getreue!“

„Jeſus,“ ſchrie Hans Diether und zeigte nach dem Untertor. „Seht, da ſteigen auch noch die Bettler im Spital aus den Fenſtern und helfen den Bauern über die Mauern!“

In der Tat ſah man, wie etlich Pfründer aus den Fenſtern des Spitals, das dicht an der Mauer ſtand, den Bauern Stricke zuwarfen, an welchen die Feinde über die Mauer kletterten — erſt einer und dann zwei und zuletzt ein ganzer Schwarm. Die ganze Mauerkrone belebte ſich mit wilden Geſtalten; ſie ſprangen in die Gaſſen, blickten mit grimmigen Augen umher und ſchlugen nieder, „was Waffen trug“.

„Mir nach!“ rief Hans Diether, und gab ſeinem Roſſe die Sporen, „es geht an Leib und Leben! Eilt! Zur Kirche — hinter den feſten Mauern iſt alleiniger Schutz!“

Die Ritter und Edlen ſprangen von den Roſſen, haſteten im ſchweren Eiſenkleid ſo gut es ging die ſteile Anhöhe empor, drangen in den ummauerten Kirchhof und verrammelten Tür und Tor. Die Mauer war aber nicht hoch und feſt genug. „In die Kirche!“ drängte Graf Helfenſtein. Und die Reiter drängten in den leeren Raum, in dem noch ein zarter Duft von Weihrauch ſchwebte.

„Die Türen geſchloſſen! Eilt! Eilt!“ rief der Helfenſteiner und legte ſelber Hand an. — — —

Im ſelben Augenblicke, als die Ritter die Kirche erreicht hatten, ſank das Pförtlein mit Mitteltor unter den Axthieben der Bauern in Trümmer, und Dionyſius Schmid ſtürzte ſich mit einem Schwarm in die Stadt.

Krachend brach auch das Untertor zuſammen und von vier Seiten zugleich ergoß ſich der Strom der Feinde in die Stadt und wälzte ſich mit wütendem Mordgeſchrei durch alle Gaſſen. Gleich einem wilden, reißenden Bergſtrom brüllend und toſend, überfluteten die Bauernheere alle Gaſſen und Plätze, ſchwangen ihre Mordwaffen und ſtießen nieder, was ihnen in den Weg kam.

Die Bürger flohen voll Entſetzen in ihre Häuſer und ſchloſſen Türen und Läden.

Jäcklein rollte grimmig die Augen, ſchwang ſein Schwert und ſchrie: „Wo iſt der Helfenſteiner? Und wo ſind die Ritter? Sie müſſen ſterben, und wir wollen ſie luſtig durch die Spieße jagen!“

Ein Siecher, der den Bauern in die Stadt geholfen hatte, lief neben Jäcklein her, ſtreckte den abgezehrten Arm aus und rief mit häßlichem Grinſen: „In der Kirche ſind alle beiſammen, ein ganzes Neſt voll Sporenträger! Ich ſah ſie hinaufklettern!“

„Zur Kirche!“ befahl Jäcklein. „Halloh, wir wollen das Neſt ausnehmen und uns heute in Weinsberg die Oſtereier holen.“

Rohes, wüſtes Gelächter erſcholl, und die wilden, fanatiſchen Horden ſtürzten wie eine fanatiſche Schar, welche die Hölle ausgeſandt hatte, den Hügel empor, auf dem die Kirche ragte.

„Wir wollen dem Adel ein ſonderbar Entſetzen und eine Furcht einjagen,“ ſchrie Jäcklein, „daß man zeitlebens davon reden ſoll. Kein Herr, keiner vom Adel, kein Reiſiger ſoll am Leben bleiben, ſondern müſſen jetzt und künftig erſtochen werden. Es gibt keine Gefangene, ſondern nur Tote!“

Mit wildem Jauchzen und Geheul wurde dieſe Parole begrüßt, und mit den blutgierigen Blicken des Raubtiers, das Beute wittert, ſtürzten ſich die Bauern auf das Edelwild, das nun ganz in ihre Gewalt gegeben war. — — —

Fortſetzung folgt.

Entweder Naturerkenntnis und Erfahrung — oder Glaubensdichtung und Offenbarung.

Wer ſchüttelt beim Leſen dieſer Gegenüberſtellung nicht den Kopf, ſofern er auch nur ein wenig ſich in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaft umgeſehen und bei dieſem Umſehen gelernt hat, daß in dieſer Geſchichte Männer von einer unerſchütterten religiöſen Ueberzeugungstreue obenan ſtehen ob ihrer tiefeindringenden Naturforſchung? Ja gewiß, man wird bei ſolcher Gegenüberſtellung an den Kortumſchen Vers erinnert: „Ob ſolcher Antwort des Kandidaten Jobſes — Geſchah allgemeines Schütteln des Kopfes.“

Der Kandidat, der dieſe ſinnloſe Gegenüberſtellung erfunden, iſt ein deutſcher Profeſſor, Häckel in Jena, in ſeinem eben erſchienenen Buche „Die Lebenswunder“, welches, was Seichtigkeit des Denkens und bodenloſen Leichtſinn im Aufſtellen von Behauptungen angeht, den anderen Schriften dieſes Philoſophen ſich würdig anreiht.

Es iſt eine Spekulation auf diejenigen, welche nicht alle werden, wenn Häckel die höchſt merkwürdige Botſchaft verkündet:

„Nachdem Kopernikus 1543 das geozentriſche Weltſyſtem zerſtört, und Newton 1688 durch ſeine Gravitationstheorie dem neuen heliozentriſchen Weltſyſtem die feſte mathematiſche Baſis gegeben hatte, fand in der „Allgemeinen Naturgeſchichte des Himmels“ von Kant und in der „Mecanique celeſte“ von Laplace die Kosmogonie ihre ſichere moniſtiſche (111) Begründung; ſeitdem iſt im ganzen Gebiete der Aſtronomie von einer bewußten Schöpfertätigkeit Gottes nicht mehr die Rede“. (Lebenswunder S. 537.)

Kopernikus, Newton, Kant, Laplace als Zeugen des Monismus: frivoler iſt das leſende Publikum wohl noch ſelten genasführt worden.

Kopernikus, der katholiſche Domherr, der geniale Entdecker des nach ihm benannten Weltſyſtems, mit Häckel Arm in Arm! So was bringt eben nur Häckel fertig, der gerne mit wiſſenſchaftlichen Geſten prunkt! Kopernikus würde als Philoſoph und Naturforſcher gegen ſolche Geſellſchaft nicht wenig proteſtieren. Es ſoll Leute geben, welche ſich großer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe rühmen, weil ſie den abgetragenen Rock eines Gelehrten tragen, und andere, die hoher politiſcher Beziehungen ſich rühmen, weil ſie einmal mit dem Bedienten eines Portiers eines Geſandtſchaftshotels geſprochen haben!

Warum verſchweigt Häckel die Tatſache, daß Newton in ſeinen genialen Entdeckungen nicht den geringſten Grund gefunden hat, ſeinen Glauben an Gott dranzugeben, daß er vielmehr in ſeinen vier berühmten Briefen an Richard Bentley, als dieſer berühmte Philolog und Kritiker die Predigten wider den Atheismus in der Boyleſtiftung übernommen hatte, dieſem das Material geliefert hat zu einer Verteidigung des Gottesglaubens? Hat Häckel vielleicht auch einmal die Namen Kepler, Herſchel, Gauß und Secchi gehört, Namen von Männern, welchen der „Weltmechanismus“ ſehr wohl bekannt war, viel beſſer als dem Zoologen Häckel? Nun beim Studium der Werke und des Lebens dieſer Männer hätte er lernen können, daß dieſe Forſcher erſten Ranges, zu welchen wir Häckel trotz ſeines Wünſchens nicht rechnen können, in gar keiner Weiſe durch ihre Naturforſchung an ihrem Offenbarungsglauben, ihrer religiöſen Anſchauung beirrt worden ſind.

Häckel ſucht ſodann den Königsberger Philoſophen Kant mit krampfhaftem Bemühen als Eideshelfer auszugeben. Weiß er denn gar nicht, daß Kant gerade in den von Häckel beigezogenen Schriften ſtets betont, daß bei allem Weltmechanismus doch deſſen erſte Anlage und Möglichkeit nur begreiflich ſei bei der Annahme einer idealen Einheit aller Weſen in Gott? Häckel weiß es wohl, daß Kant ſich nicht ſo leichten Kaufes in das Häckelſche Prokruſtesbett zwingen läßt — man verſteht ſeinen nicht geringen Zorn über den Philoſophen Adickes, der mit feinem Spott ſeiner antihäckelſchen Schrift den Titel gegeben hat „Kant contra Häckel“ — und ſo unterſcheidet er zwiſchen Kant I und Kant II, genauer zwiſchen Kant in der Blüte der Jahre und Kant im Alter. Das iſt ja allen ſeinen Gegnern gegenüber Häckels beliebter Kunſtkniff, ſie als von Altersſchwäche belaſtet und geſtört hinzuſtellen. Ob der Mann wohl bedacht hat, welche Waffe er damit ſeinen Gegnern in die Hand drückt?

Eine ganz beſondere Lobeshymne ſingt der Jenenſer „Philoſoph“ dem franzöſiſchen Naturforſcher Laplace, den er („Lebenswunder S. 417) feiert als den „großen Atheiſten“, der „ſchon zu Ende des 18. Jahrhunderts den mechaniſchen Charakter für die Entwickelung der anorganiſchen Natur, der Erde und des ganzen Weltalls im Gegenſatz zu der wundergläubigen Schöpfungslehre feſtgeſtellt und mathematiſch bewieſen“ habe, und weiß zu erzählen: „Dieſer furchtloſe und moniſtiſche Denker war konſequenter Atheiſt und erklärte dem großen Napoleon I., daß für „Gott“ in ſeiner „Mecanique celeſte“ (Himmelsmechanik) kein Platz übrig ſei“ (a. a. O. S. 508).

Abermals fragen wir Häckel, ob er, als er dieſe Anekdote auftiſchte, ſich nach ihrer Wahrheit umgetan und ſich auch nur eine Sekunde gefragt hat, ob er mit Recht Laplace als „konſequenten Atheiſten“ ausgeben kann und darf?

Oder weiß Häckel am Ende gar nicht, daß Laplace vor ſeinem Tode, als er vernahm, man wolle das Geſchichtchen in ſeine Lebensſkizze aufnehmen, ſich das energiſch verbeten hat? Jedenfalls beweiſt dieſer Umſtand, daß Laplace ſehr gegen ſeinen Willen als Atheiſt verherrlicht wird; ob der geſchmeidige Laplace den Titel eines „furchtloſen“ Denkers verdient, iſt eine andere Frage, die wir nur andeuten wollen.

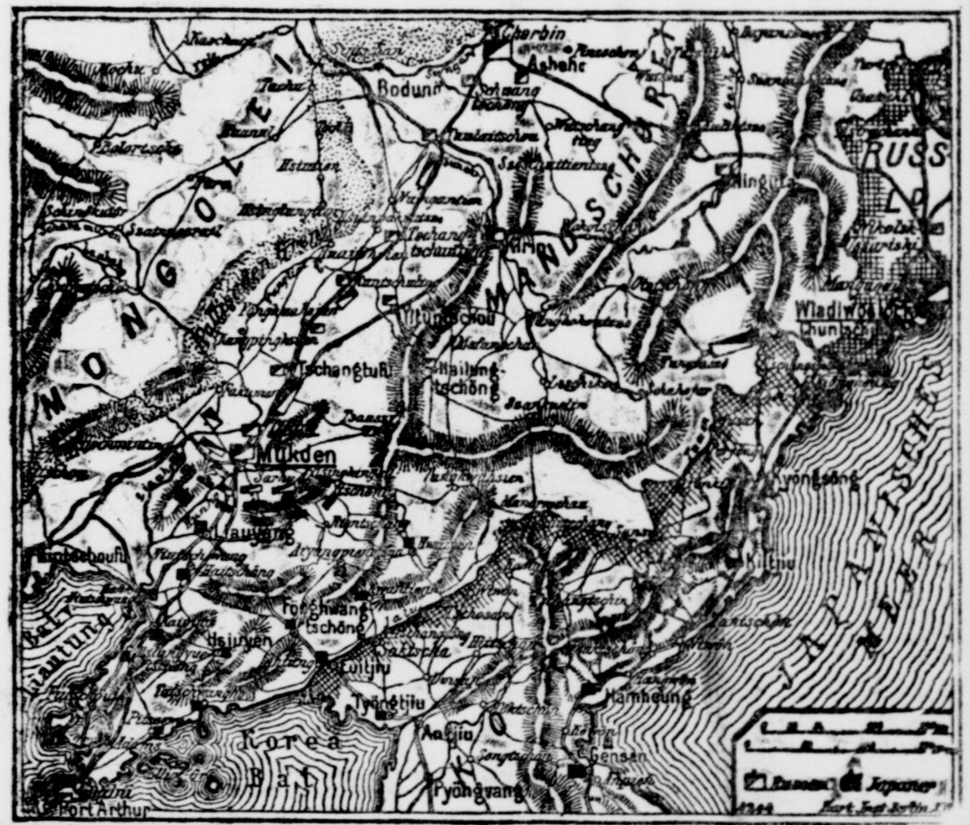
Die Anekdote mag ihren Urſprung haben in dem Gegenſatz, in welchem Laplace zu Newtons Darſtellung des Weltmechanismus trat, und in dieſem Sinne kann ſie richtig verſtanden werden, ohne daß man Laplace als Atheiſten zu bezeichnen braucht oder dazu auch nur berechtigt iſt.

Newton meinte bekanntlich, um die vielen Sterne, Sonnen, Planeten und Monde in ihren verwickelten Bewegungen zu erhalten, um unliebſame Zuſammenſtöße zu vermeiden, ſei von Zeit zu Zeit eine Regulierung durch einen Eingriff Gottes in die Weltmaſchinerie notwendig. Hingegen wollte Laplace zeigen, daß die Innehaltung der Geſtirnsbahnen ſehr wohl durch eine geſchöpfliche Urſache, die innerhalb der Naturgrenzen tätig iſt, bewirkt werden könne. In dieſem Sinne äußert ſich Laplace: „Kann nicht dieſe Anordnung der Planeten ſelbſt wiederum ein Werk der Bewegung ſein, und konnte die höchſte Intelligenz, die Newton zu Hilfe ruft, es nicht ſo eingerichtet haben, daß dieſe Anordnung aus einer Tatſache allgemeinerer Natur ſich herleitete?“

Von dieſer Auffaſſung bis zum Atheismus und plumpen Mechanismus eines Häckels iſt ein ſehr weiter Weg. Häckel redet wieder mal, wie ſo oft, von Dingen, die er nicht kennt.

Wenn das Studium der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und des Lebens der auf dieſem Gebiete als Entdecker tätigen Forſcher irgend etwas mit der unerſchütterlichſten Sicherheit beweiſt, ſo das, daß zwiſchen Naturforſchung und Gottesglauben nicht bloß ein Gegenſatz, ſondern beide, in den genialſten Vertretern der Naturwiſſenſchaften, ſich brüderlich die Hand reichen. Viſionäre mögen ſagen: „Entweder Naturerkenntnis oder Glaubensdichtung und Offenbarung“; denkende Menſchen und das Zeugnis der Geſchichte der Wiſſenſchaften ſagen: Naturerkenntnis und Glauben und Offenbarung, ja glanzvolle Beſtätigung des Schöpferglaubens durch das Studium der Natur!

Geſamtlage auf dem oſtaſiatiſchen Kriegsſchauplatz.



In einem Augenblick, wo die ruſſiſche Armee ſich anſchickt, nun ihrerſeits zur Offenſive überzugehen, dürfte es von Intereſſe ſein, noch einmal den Blick auf die militäriſche Geſamtlage zu werfen. Genaue Nachrichten über Stärke und Verteilung der Japaner — die der Ruſſen iſt ſeit längerer Zeit bekannt — wurden dieſer Tage bekannt. Ihnen zufolge hatten die Japaner am 27. September zweifellos einen Angriff in drei Kolonnen beabſichtigt, über Pönſihu-Baniapuſa, von den Kohlengruben bei Jentai aus, und längs der Kaiſerſtraße; daneben waren Demonſtrationen am Dalinpaß und am Liaufluß geplant. Sie gaben jedoch angeſichts der Ueberlegenheit der Ruſſen, die ſich auf mindeſtens 60000 Mann belief, den Gedanken an Offenſive auf. Die gegenwärtige Verteilung der geſamten japaniſchen Streitkräfte iſt folgende: General Nogi hat vor Port Arthur die 1., 8., 9. und 11. Diviſion, ſowie die 1. und 11. Reſervebrigade, zuſammen 52 Bataillone, 9 Schwadronen, 132 Feld- und 450 Feſtungsgeſchütze. Kuroki verfügt über die Garde-, die 2. und 12. Diviſion, die Garde- und die 9. Reſervebrigade, ſowie über noch drei Reſervebrigaden, ferner über die zweite ſelbſtändige Artillerie- und die zweite Kavalleriebrigade; das ergibt 76 Bataillone, 18 Schwadronen oder, nach Abzug einer Brigade zur Rückendeckung, 60 800 Gewehre und 2160 Säbel, dazu 278 Geſchütze. Okus Armee umfaßt die 3., 4. und 6. Diviſion, eine Artillerie- und eine Kavalleriebrigade, ein beſonderes Detachement von einem Infanterie- und drei Kavallerieregimentern am Liaufluß und drei Reſervebrigaden, total 60 Bataillone, 26 Schwadronen, oder 48 000 Gewehre, 3120 Säbel mit 252 Geſchützen. Nodzu befehligt die 5. und 10. Diviſion ſowie eine Reſervebrigade, zuſammen 32 Bataillone, 5 Schwadronen, oder 25 600 Gewehre, 1200 Säbel mit 84 Geſchützen. Doch iſt vielleicht auch die 8. Diviſion, die oben vor Port Arthur angeführt war, bei Nodzus Armee. Wem die 7. Diviſion zugeteilt iſt, iſt hier nicht bekannt.

Die geſamte Streitmacht des Marſchalls Oyama wird mit Berückſichtigung dieſer Truppenteile auf rund 144 000 Gewehre, 6500 Säbel und 646 Geſchütze berechnet. Im ganzen haben die Japaner 13 Diviſionen und 11 Reſervebrigaden im Felde, dazu eine Reſervebrigade in Korea.

Ueber die Gruppierung der unmittelbar an der Front ſtehenden japaniſchen Truppenkörper wird folgendes gemeldet: der linke Flügel am Liaufluß, Hunfluß und an der Bahn umfaßt 38 000 Mann Infanterie mit 84 Geſchützen, das Zentrum bei Liaujang und Jentai 36 000 Mann Infanterie, dabei aber viele Nichtkombattanten und 22 Geſchütze, der rechte Flügel nördlich von Pönſihu höchſtens 10 000 Mann und 18 Geſchütze; doch ſteht hier außerdem bei Baniapuſa ſchwere Artillerie in ſtarken Verſchanzungen.

Die Ruſſen haben, wie bereits oben erwähnt, 60 000 Mann Vorſprung; ſie ſind gut verproviantiert und voll Kriegsmut; es ſoll Rache für Liaujang genommen werden. Unter den Japanern macht ſich auch der Mißmut über die Erfolgloſigkeit der Belagerung von Port Arthur immer mehr geltend. General Stöſſel verteidigt ſich dort mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit. Mit Todesverachtung begannen die Japaner Sturm auf Sturm; und die Zeitungen hatten genug über eroberte Forts zu berichten. Als aber die Kräfte endlich völlig erlahmten, erfuhr man, daß es ſich immer nur um kleine Vorwerke gehandelt hatte, daß den Japanern deren Feſthalten, nachdem einige mit fabelhaften Opfern erobert waren, unter dem Feuer der Hauptlinie und gegen die Vorſtöße der Verteidiger nicht gelungen war, und daß ſie ſich entſchließen mußten, dieſe Angriffsart als hoffnungslos zu erkennen und aufzugeben.

Seit anfangs September änderten die Japaner ihre Taktik; jetzt begann der rieſige Geſchützkampf mit der Abſicht, die Feſtungsgeſchütze ſoweit niederzukämpfen, daß die Infanterie die Möglichkeit gewänne, möglichſt unbeläſtigt durch ſie ſich auf dem Vorfeld an die Verteidigungsſtellen heranzuarbeiten, d. h. langſam ſich mit Eroberung einzelner Abſchnitte und mit deren ſofortiger Befeſtigung, alſo an Stelle des veralteten Sappenangriffs mit Infanteriedeckungen allmählich des Vorfelds zu bemächtigen und den Werken zu nähern. Große Pauſen im Geſchützkampf deuten auf Schwierigkeiten der Munitionszufuhr. Auch die verbreitete Anſicht, daß die Angriffsartillerie, wenn ſie nur erſt in Stellung wäre, binnen kürzeſter Friſt den Verteidiger aus den Forts vertreiben und dieſe zu einer leichten Beute für die vorrückende Infanterie machen werde, erwies ſich als durchaus irrig. Die hiermit rechnenden wütenden Angriffe, welche die Japaner vom 16. September an unternahmen, hatten nicht mehr Erfolg, als die früheren; die mit neuen, ſehr verluſtreichen Kämpfen glücklich genommenen Punkte konnten unter dem Feuer der Hauptſtellung nicht behauptet werden, und wir ſehen nun die Gürtelſtellung noch intakt in ruſſiſchem Beſitz, den Angreifer darauf angewieſen, ſich auf langſames Vorgehen mit Deckungen zu beſchränken und damit ſeine Ohnmacht anzuerkennen, durch gewaltſame Unternehmungen den Angriff abzukürzen.

Die Feſtung Port Arthur hat Anrecht, ſtets auf einem glänzenden Blatte der Kriegsgeſchichte verzeichnet zu werden, ſelbſt wenn ſie mit der Zeit dem Feinde zufällt.

* * *

Zur Dienſtbotenfrage.

Die Dienſtboten! Ach, die Dienſtboten! das iſt der Refrain eines der modernen Klagelieder, die von deutſchen Hausfrauen faſt täglich angeſtimmt werden und die zum ſtändigen Repertoire der Kaffeekränzchen gehören, welche der armen geplagten Frauen „einzige Erholung von dem Umgange mit Dienſtboten“ ſind. Es iſt wahr, die Zeiten ſind vorüber, in denen ein patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen den Dienſtboten und den Dienſtherrſchaften beſtand und die Befehlenden und Gehorchenden in deutſcher Gemütlichkeit und Herzlichkeit mit einander verkehrten, in denen die Dienſtboten im allgemeinen wie zur Familie gehörig behandelt wurden. Das Verhältnis zwiſchen den Dienſtherrſchaften und den Dienſtboten iſt durchweg ein ganz anderes geworden, aber beileibe kein ſchöneres. Das gegenſeitige Intereſſe, das früher ſtets bei beiden zutage trat und gepflegt wurde, als die guten Herrſchaften für ihre Dienſtboten und die guten Dienſtboten für ihre Herrſchaften Zuneigung und Liebe bekundeten, und der eine Teil dem andern wirklichen Nutzen zu verſchaffen beſtrebt war, iſt leider verſchwunden. Die Herrſchaften kümmern ſich meiſtens um die Dienſtboten nur ſo viel, als ſie für unbedingt nötig erachten, und die Dienſtboten machen es meiſtens auch ſo und huldigen dabei vielfach noch dem modernen Grundſatz: Hoher Lohn und wenig Arbeit, ſonſt iſt's mit dem Dienen nichts!

Die Dienſtbotenfrage iſt natürlich auch ein Teil der großen ſozialen Frage, und wenn man ſich mit ihr beſchäftigt, dann darf man es nicht bei Jeremiaden bewenden laſſen, ſondern man muß die Frage ſtudieren und nach den eigentlichen Urſachen ſuchen, die an dem unleidlichen Verhältniſſe zwiſchen modernen Dienſtherrſchaften und modernen Dienſtboten die Schuld tragen. Da es uns nun nützlich erſcheint, die Frage einmal etwas des Näheren zu beleuchten, ſo wollen wir hier mitteilen, was der ſozialpolitiſche Schriftſteller Karl Jentſch in ſeinem leſenswerten Werke: „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ bezüglich der Dienſtbotenfrage ſagt. Karl Jentſch führt folgendes aus: Neulich fragten wir eine höchſt verſtändige Frau, die in ihrer Jugend eine ſehr tüchtige Dienſtmagd geweſen und daher eine ſehr tüchtige Hausfrau geworden iſt, warum ſie nicht auch ihre Töchter lieber in den Dienſt ſchicke, anſtatt ſie Putz machen und ſticken zu laſſen. Zu ihrer Rechtfertigung führte ſie nach anderen weniger beweiskräftigen Gründen noch einen an, der ſich hören läßt: die heutige Schulbildung mache die Kinder ſo zartfühlend, daß ihnen der Gedanke an ein Dienſtverhältnis unerträglich ſei. In der Tat mag, wie bekannt, faſt kein deutſches Mädchen mehr dienen. Lieber hungern ſie als Konfektionsdamen, als daß ſie ſich bei einer Herrſchaft kräftige Koſt und guten Lohn verdienten. In Schleſien hilft man ſich vorläufig noch mit polniſchen Mädchen aus; wenn dieſe vollends germaniſiert ſein werden, wird guter Rat teuer und das ſozialiſtiſche Ideal in dieſer Beziehung ſo ziemlich erreicht ſein: man wird für den Hausdienſt nur noch Herren und Damen bekommen, die ſich kontraktlich zu einzelnen genau umſchriebenen Leiſtungen verpflichten, aber keinen Handgriff und keinen Schritt darüber hinaus tun. Eine Beamtenfrau, die bis dahin in Schleſien und Poſen gelebt hatte, deren Mann aber nach Berlin verſetzt wurde, ſprach in einer Frauenzeitung ihr Entſetzen aus über den anmaßenden Ton der Berliner Dienſtboten, die mit ihrer Frau auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren wollten, und forderte alle Berliner Damen auf, ihre Dienſtmädchen nur aus Poſen und Schleſien kommen zu laſſen. Wie lange würde denn das nützen? fragt Jentſch und fährt dann fort: Auch unter den deutſchredenden Dienſtmädchen katholiſcher Konfeſſion gibt es noch ganz anſpruchsloſe, die keine andere Erholung beanſpruchen, als die ſonntägliche Meſſe, wofern ihnen keine andere Zeit bewilligt wird, die Fünf- (oder Sechs-) Uhrmeſſe und allenfalls am Sonntag Nachmittag Teilnahme an dem Gottesdienſte oder an einer frommen Verſammlung. Aber der aufgeklärte Dienſtherr kann ſo etwas nicht leiden; wenn er Sonntags früh um fünf (oder ſechs) das Mädchen fortgehen hört, verdirbt ihm das die Morgenruhe, und dann kann er doch das arme Ding nicht den Pfaffen und dem Aberglauben überlaſſen. Er ſucht dem Mägdlein alſo klar zu machen, daß das, was es als heilig verehrt, nur Hokuspokus ſei. So haben denn unſere aufgeklärten Herrſchaften die Dienſtboten, die ſie verdienen und ſelbſt erzogen haben: Damen, die ſich der Frau gleichberechtigt fühlen, den Hausſchlüſſel und verſchiedenes andere fordern — und fügen wir hinzu — neuerdings auch dem Fahrradſport huldigen, weil ſie „auch ſozuſagen Menſch“ ſind.

Und ſo ſind denn die Steigerung der Empfindung, Verfeinerung des Ehrgefühls, die Entwickelung der